

Abgesang

Die Bäume sind noch kahl. Wie knochige Finger recken sie ihre dunklen Zweige in den milchig trüben Himmel. Die Welt scheint vergessen zu haben, dass sie einmal bunt und lebendig war. Zu einer Schwarz-Weiß-Fotografie verblasst, ist sie aus der Zeit gefallen - für immer in diesen Moment gebannt. Genau wie ich.

Still und ernst liegt der Teich vor mir, kein Lüftchen kräuselt seine Oberfläche. Eine makellos blanke Scheibe, in der sich der weiße Himmel spiegelt, und die Baumskelette wachsen von den Rändern her in ihre Mitte hinein. Sonst nichts.

Der Taxifahrer wollte es nicht glauben, als ich ihn fortschickte. Für einen Moment hatte ich Sorge, er würde sich nicht abwimmeln lassen. Eine zerbrechliche alte Dame, mutterseelenallein in einer Schwarz-Weiß-Fotografie. Seine Achtsamkeit rührte mich. Aber das fürstliche Trinkgeld, das ich ihm in die Hand drückte, überzeugte ihn dann doch.

Schon seit langem ist mir klar, dass es hier sein muss. An diesem Ort, an dem alles begonnen und schon so vieles geendet hat. Nirgends kann ich Lenas Gegenwart so deutlich spüren wie am Ufer unseres Teichs.

Oft habe ich mir ausgemalt, wie ihr Leben ohne den Unfall verlaufen wäre. Hätte sie eine Ausbildung gemacht oder wäre sie am Hof geblieben? Hätte sie sich verliebt, geheiratet, Kinder in die Welt gesetzt? Oder wäre sie durchs Leben getaumelt, wie ich es tat, bis Andreas mich auffing – in einem Alter, in dem an Familiengründung nicht mehr zu denken war? Hätte sie mir verziehen, wenn sie je Gelegenheit dazu bekommen hätte? Stünde sie jetzt neben mir und hielte meine Hand?

Die Erinnerung an meine Schwester ist verschwommen und undeutlich. Ich weiß noch, dass wir uns oft zankten – um Haarspangen, Buntstifte oder besonders glatte Kieselsteine. Aber meistens war sie nett zu mir, las mir Bilderbücher vor, zeigte mir ihre geheimen Verstecke im Wald oder stellte sich tapfer der Mutter entgegen, wenn die mich wegen meiner zerrissenen Strümpfe schalt. Lena war es auch, die mir das Schwimmen beibrachte – hier in diesem Teich, ohne das Wissen unserer Eltern.

Sie ging sehr pädagogisch vor. Zuerst zeigte sie mir die Schwimmbewegungen an Land. Bäuchlings über einem Holzstamm hängend, musste ich so lange üben, bis sie endlich zufrieden war. Erst dann erlaubte sie mir, ins Wasser zu waten. Ich hatte keine Angst, denn meine große Schwester verkörperte für mich absolute Sicherheit. Sie wusste alles, konnte alles, beherrschte jedes Element. An ihrer Seite würde mir niemals etwas zustoßen. Wochenlang übten wir im seichten Wasser. Sie legte ihre Hand unter meinen Bauch und stützte mich ein wenig, während ich die einstudierten Bewegungen ausführte. Nur wenn ich unterzugehen drohte, griff sie nach mir. Schon bald hatte ich gelernt, mich selbst über Wasser zu halten, aber auf das beruhigende Gefühl ihrer Finger unter meinem Bauch wollte ich nicht verzichten. Immer, wenn sie die Hand wegzog, erschrak ich so sehr, dass ich mit Armen und Beinen um mich zu schlagen begann und augenblicklich die Kontrolle verlor.

Lange Zeit war Lena geduldig mit mir, rette mich immer wieder aus meiner Not und schob ihre Hand zurück unter meinen Bauch. Doch irgendwann wurde es ihr zu viel. Sie war fair genug, es mir anzukündigen, aber das machte es nicht leichter. Sie versicherte mir, dass ich längst schwimmen könne, dass mir nur das Vertrauen in meine eigene Kraft fehle. Und als dann ihre Hand unter meinem Bauch verschwand, ich mich plötzlich leicht und verloren fühlte und wild mit Armen und Beinen zu rudern begann, tat sie nichts. Ich ging unter, schluckte Wasser, tauchte prustend wieder auf und schrie verzweifelt um Hilfe. Sie blieb in meiner Nähe, aber nicht nahe genug, dass ich nach ihr hätte greifen können. Sie redete mir beruhigend zu, erinnerte mich an die richtige Ausführung der Schwimmbewegungen, zählte mir den Takt vor. Ermutigte mich, an mich selbst zu glauben. In wilder Panik kämpfte ich gegen den Sog des Wassers, tauchte immer wieder unter, rang nach Luft, meine Lunge brannte, und wann immer ich ein Wort herausbrachte, flehte ich sie an, mich zu halten. Aber sie tat es nicht.

Die Erinnerung an diese Todesangst ist mir bis heute gegenwärtig - die wabernde Wasserfläche vor meinen Augen, das entsetzliche Gefühl, das dich überkommt, wenn du Luft holen willst und Wasser atmest. Jahrzehntelang habe ich davon geträumt, und noch immer kommt es vor, dass ich mit rasendem Herzschlag

erwache und nach Atem ringe, während mein Traumkörper schon reglos, mit weit aufgerissenen Augen, den Algen entgegensinkt.

Aber ich ertrank nicht. Irgendwann erkannte ich, dass ich schwimmen musste, wenn ich nicht sterben wollte. Und ich schwamm. Lena überschüttete mich mit Lob und rühmte meine Errungenschaft in den höchsten Tönen. Vielleicht versteckte sich hinter ihrer übergroßen Begeisterung auch ein klein wenig schlechtes Gewissen. Auch ich war stolz auf meinen Erfolg, doch ich ging verändert aus dieser Erfahrung hervor. An diesem Tag hatte ich Bekanntschaft mit dem Tod geschlossen.

Ob es zwischen diesem Ereignis und Lenas Unfall einige Jahre später einen Zusammenhang gibt, weiß ich nicht. Lange Zeit weigerte ich mich, darüber auch nur nachzudenken. Später, nachdem Andreas mich aus den Tiefen meiner Depression geholt hatte, suchte ich in unzähligen Sitzungen mit meiner Therapeutin nach der Wahrheit. Hätte ich an jenem verhängnisvollen Tag auf dem Eis anders gehandelt, wenn Lena nicht Jahre zuvor so grausam mit meinem Leben gespielt hätte? Hätte ich sie gerettet? Vielleicht werde ich es heute erfahren.

66 Jahre ist es her, auf den Tag genau. Das ist kein Zufall, ich habe das Datum bewusst gewählt. Der Himmel war weiß wie heute, aber es war viel kälter. Ein außergewöhnlich harter Winter wollte das Land nicht loslassen. Die Schneedecke war noch fest und unverletzt, und über den See zog sich eine dicke Schicht aus schartigem Eis. Eigentlich hatten die Mädchen vom Nachbarhof uns zum Schlittschuhlaufen begleiten wollen, aber im letzten Moment war Lotte krank geworden, und Christine hatte bei ihr bleiben müssen. So zogen Lena und ich allein los. Mit Lotte und Christine wollte ich danach nie wieder etwas zu tun haben. Obwohl mein Kopf wusste, dass sie keine Schuld trugen – sie nicht – hatte ich das Gefühl, dass alles anders gekommen wäre, wenn sie uns an diesem Tag wie vereinbart begleitet hätten.

Auch ohne Gesellschaft, und obwohl das Eis rau und uneben war und wir mehr darüber holperten, als elegante Schleifen zu ziehen, hatten Lena und ich großen Spaß. Lena war damals schon sechzehn Jahre alt, mehr Frau als Kind, aber mit ihrer Pudelmütze, den von der Kälte geröteten Wangen und dem tollkühnen Glitzern in

ihren Augen unterschied sie sich kaum von einem Schulmädchen. Sie behauptete, eine Karriere als Eiskunstläuferin anzustreben, zeigte mir Pirouetten und Sprünge, die sie einstudiert hatte, und lachte, wenn sie über eine Kante im Eis stolperte und auf den Po fiel. Schließlich wollte sie mir eine besonders ausgefeilte Kür vorführen, die aus einer Abfolge von mehreren komplizierten Figuren und Drehungen bestand. Keine von uns achtete darauf, dass sie dabei an den Rand des Teiches geriet, wo Schilfhalme aus der Eisdecke hervorlugten und uns hätten warnen müssen. Meine Schwester vollführte einen langgezogenen, eleganten Sprung, und als sie wieder aufkam, versank sie krachend zwischen Eisschollen.

Zuerst lachte ich. Es sah zu komisch aus, wie sie aus der graziösen Bewegung heraus die Eisdecke wie eine Bombe sprengte und mitsamt ihrer roten Pudelmütze in dem Loch verschwand. Aber Lena lachte nicht. Sie tauchte gleich wieder auf, mit verzerrtem Gesicht, und rief nach mir. Ich wollte ihr zu Hilfe eilen, aber einige Meter vor der Stelle, an der sie strampelnd versuchte, sich aus dem Wasser zu ziehen, wurde mir bewusst, wie sehr das Eis knarzte und krachte. Knapp unter der Oberfläche konnte ich Pflanzen erkennen, und mit einem Mal war mir auch klar, was die Schilfhalme zu bedeuten hatten. Die Eisdecke war zu dünn. Sie würde mich nicht tragen.

Lena schrie verzweifelt, ich möge sie aus dem Wasser ziehen. In ihren weit aufgerissenen Augen las ich eine Panik, die ich wiedererkannte. Ich wusste, was sie in diesem Moment fühlte. Ich hatte es selbst erlebt. Ich rief ihr zu, sie solle durchhalten, ich würde Hilfe holen.

»Geh nicht weg, Luise, bitte bleib bei mir!« Ihre Stimme klang schrill. Aber ich hatte mich schon umgedreht und eilte zurück zur Einstiegsstelle, um zum Hof zu laufen und Rettung zu rufen.

Als ich mit den Männern zurückkam, war nichts mehr von ihr zu sehen. Nur die rote Pudelmütze hatte sich an der Kante der zersplitterten Eisplatte verhakt und schaukelte träge auf der schwarzen Wasseroberfläche. Wir schrien Lenas Namen, obwohl wir wussten, dass es sinnlos war. Vater und die Knechte schlugen mit Äxten und Hacken Löcher in das Eis, knieten sich nieder und versuchten, unter der

Oberfläche etwas zu erkennen. Es war von vornherein klar, dass ihr Bemühen hoffnungslos war, aber niemand hätte es ertragen, Lena verloren zu geben, ohne nicht irgendeine noch so sinnlose Kraftanstrengung unternommen zu haben. Als mein Vater die Suchaktion schließlich mit tonloser Stimme für beendet erklärte, weigerte ich mich, mit ihm zu kommen. Erst als er mir schmerzhaft den Arm verdrehte und mich zum Aufbruch zwang, folgte ich seinem Willen.

Die Bilder haben mich ein Leben lang begleitet. Das krachende Eis, die gleichgültig im Wasser treibende Pudelmütze. Andreas war es, der mich lehrte, mit diesen Bildern zu leben – trotz ihnen. Aber Andreas gibt es nicht mehr. »Du warst mein Schlüssel zur Welt« habe ich auf seinen Grabstein gravieren lassen.

Ich blicke hinunter auf die spiegelnde Scheibe. Der Teich ist tief an dieser Stelle, das Wasser bestimmt sehr kalt. So kalt, dass ich schnell nichts mehr fühlen werde. Meine Finger sind klamm geworden, während ich in Gedanken versunken war. Ich schließe sie fest um die Räder des Rollstuhls und schiebe ihn noch ein Stück näher an die Kante. Dann lasse ich mich nach vorne kippen.